Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 21

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 5

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortbildungsblatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer

herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Gukelberger, Wabern

1. November 1930 | Nr. 5 | 2. Jahrgang

Die Pfahlbauer.

(Fortsetzung.)

Nun erhob sich Hatt aus dem Kreise der Männer: „Die Gegend hier wäre günstig zum Bauen. Auf dem freien Platz könnten wir Korn und Gerste pflanzen und unser Vieh weiden. Das Bächlein bringt uns gesundes Wasser zum Trinken und der Wald ist voll Wild. Auf dem Hügel könnten wir eine Erdburg[1] errichten zum Schutz gegen Feinde. Die Häuser aber müssen wir aufs Wasser bauen. Wir fanden im Wald zahlreiche Spuren von Urochs und Bär. Wir hörten nicht ferne Wölfe heulen und auf einer Eiche sah Witt eine fauchende[2] Wildkatze. Diese Tiere würden uns in der weißen Jahreszeit zu gefährlich. Wir müssen nun aber noch untersuchen, ob sich der Seeboden eignet!“

Sofort sprangen die Männer auf und liefen ins Wasser gegen die Seemitte hin. Langsam stieg ihnen der Seespiegel[3] zu den Knieen, Hüften und Armen.

„Sand!“ rief einer.

„Sand!“ riefen alle übrigen.

„Das Wasser ist seicht,[4] der Boden günstig! Wir bauen!“ Hatt sprach es.

* * *

Während die Frauen Hütten aus Aesten und Zweigen und Nachtlager aus Fellen und Laub errichteten, tönten aus dem Wald die befehlende Stimme Hatts und die Schläge der arbeitenden Männer. Sie schlugen an pfahldicken Eiben-[5] und Tannenstämmen mit scharfen Steinbeilen die Rinde über den Wurzeln weg. Dann holten sie Glut von den Lagerfeuern, legten sie rings um die entrindeten Bäume, schichteten Buchenholz darauf und deckten dieses mit Rasenziegeln.[1] Die Glut kohlte die Stämme an. Nachdem die Männer das verborgene Feuer eine Zeitlang hatten wirken lassen, rissen sie es auseinander und legten es an einem andern Stamme an. An der angebrannten Stelle schlugen sie die Kohlen weg, bis wieder weißes Holz zum Vorschein kam. Dann legten sie von neuem Feuer an und schlugen noch einmal die Kohlen weg. Der Stamm wankte. Sie banden ein Hanfseil daran und rissen ihn um. Einer schlug die Aeste weg.

Der Häuptling ging mit einer haselnen[2] Meßrute herum und bezeichnete die Stelle, bis wo sie gestumpft[3] werden mußten.

Als sich die Sonne über die Wälder senkte, schleppten die Männer die Pfähle an den Seestrand.[4] Unterdessen zündeten die Weiber rings um die Lichtung Wehrfeuer[5] an, um die Wölfe während der Nacht fern zu halten. Das Vieh banden sie mitten im Lager an Pflöcke. Dann verspeisten die Leute die Reste des Mittagsmahles. Die Röhrenknochen zerbrachen sie und saugten schlürfend[6] das Mark heraus. Dazu tranken sie rohe Milch.

Im Schutze des Feuers und der wachenden Spitzhunde legte man sich in die Felle und schlief arbeitsreichen Tagen entgegen.

* * *

Am Ufer klafterte[7] sich das gefällte und zum Bauen zubereitete Pfahl- und Balkenwerk.

Eines Tages befahl Hatt das Einschlagen der Pfähle. An jeden banden sie oben einen Stock und bohrten sie vom Floß[8] oder Ein-

---

[1] Erdburg = befestigter Ort.
[2] fauchen = Zischen der Katzen.
[3] Seespiegel = Oberfläche des Wassers.
[4] seicht = untief.
[5] Eibe = eine Art Nadelholzbaum.

[1] Rasenziegel = viereckiges Stück Rasen.
[2] haselne Rute = Zweig des Haselnußstrauches.
[3] gestumpft = stumpf abgehauen.
[4] Seestrand = Seeufer.
[5] Wehrfeuer = Feuer zum Abwehren von Tieren.
[6] schlürfen = Flüssigkeit hörbar einsaugen.
[7] klaftern = zum Klafter (Holzmaß) aufschichten.
[8] Floß = Wasserfahrzeug aus zusammengebundenen Stämmen.

baum[1] aus so tief als möglich in den Sand. Dann hieben sie mit schweren Holzknütteln[2] und Steinschlegeln[3] auf das Pfahlende, bis es nur noch hüfthoch aus dem Wasser guckte. So trieben die Bauleute eine doppelte Pfahlreihe bis dort in den See, wo er brusttief war. Nun schnitten sie mit Feuersteinmessern, Meißeln und Hämmern die Pfahlenden zu und paßten sie in die Einschnitte der Querbalken. Dann legten sie dünnere Längsbalken darüber und befestigten sie mit Holznägeln oder Weidenruten. So entstand eine Brücke.

An deren Ende kam nun eine ganze Menge Pfähle zu stehen. Schließlich bildete der Pfahlwald ein großes Fünfeck, mit der längsten Seite gegen die Seemitte. Auf die Pfähle legte man wieder einen Boden und bedeckte ihn handtief mit Lehm, Sand und Kies, das sorgfältig durcheinander geknetet war. Hatt schritt den Boden ab. Er zählte 80 Schritte auf der längsten und 50 auf der kürzesten Seite. Nun befahl er noch die Eckpfeiler zu verstärken, um jeden einen Steinhaufen zu errichten und die Pfähle gegen den See hin mit Weidenruten miteinander zu verflechten.

* * *

Auf den Rost[4] bauten die Pfahlbauer ihre Hütten. Zuerst wurde das Gemeindehaus errichtet. Davor ließen sie einen Platz frei für Versammlungen. Jedermann half mit. Das Haus wurde zwölf Schritte lang und acht breit. Befriedigt nickte der greise Häuptling, als die Bauleute die Firstbalken[5] festmachten und die Wände mit Ruten geflochten wurden. Die Fugen[6] verstrich man mit Lehm. Eifrig brachten die Knaben und Mädchen Schilf, Rinde und Binsen[7] für das Dach. Ra pfiff sich ein Liedchen, trotzdem ihm der Schweiß über Stirn und Körper lief. Plötzlich ertönte ein schallendes Gelächter bei den Bauleuten. Es war einer vom Dach heruntergerutscht und gerade in den nassen Lehm gefallen.

So wie das Gemeindehaus richtete man auch die Wohnhäuser auf, jedoch etwas enger. Zwischen ihnen führten schmale Gäßchen zum Versammlungsplatz. Am Rande des Rostes ließ man einen breiten Weg frei. Gegen den See hin spannte man ein Seil als Brüstung.[1]

(Fortsetzung folgt.)

[1] Einbaum = ausgehöhlter Baumstamm, als Boot dienend.
[2] Holzknüttel = Prügel, außen verdickt.
[3] Steinschlegel = großer Steinhammer.
[4] Rost = Gitter.
[5] First = oberster Balken des Dachstuhles.
[6] Fugen = Ritzen.
[7] Binse = Wasserpflanze.

[1] Brüstung = Art Geländer.

Eine gestörte Ferientour.

„Heute gehen wir an den Tomasee," sagte ich schon am frühen Morgen. Der Himmel wolkenlos und der Badus und der Pazzolastock glänzten im Silberkleid des Neuschnees an der Sonne. „Den Proviant nehmen wir gleich mit. Wir bleiben den ganzen Tag fort." Frohgemut zogen wir die Oberalpstraße aufwärts. Allein, als wir abzweigen wollten, wer saß da am Wanderweg? Ein Soldat und neben sich hatte er eine rote Fahne aufgepflanzt. Nun wußte ich als alter Soldat Bescheid. „Der Weg zum Tomasee ist militärisch gesperrt. Auch die Kühe wurden von der Alp abgetrieben. Niemand darf da hindurch. Es wird scharf geschossen." Was nun? Ei, sagte ich, dann gehen wir eben auf den Calmott. Da hat man eine schöne Aussicht auf den Oberalpsee, ins Urserental und hinunter ins Tavetsch. „Probiert es," sagte der Soldat. Gut, wir marschierten zur Paßhöhe. Aber, was war da? Da standen in langer Reihe, wie mitten in der Großstadt, Autos und Motorvelos. Und alle Reisenden guckten hinüber zur Paßhöhe. Bald waren wir bei dieser Gesellschaft. Es waren Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, ein ganzer Völkerbund. Wieder stand da eine Militärwache und sperrte die Straße. „Warten bis 10 Uhr." Dreihundert Meter vor uns sahen wir die Kanonen. Sie standen in einer Reihe, vier Geschütze mit der Bedienungsmannschaft. Es war die Gebirgsbatterie 34, lauter Zürcher Truppen. Um 10 Uhr war die Straße frei, aber nur für wenige Minuten. Die Autos konnten rasch weiter sausen. Aber wir arme Fußgänger kamen nur wenig weit vorwärts. Da mußten wir schon wieder warten und Schutz und Deckung suchen an einem Felsen am Geleise der Oberalpbahn. Wieder knallte es fürchterlich. Wir waren mitten in einer Schlacht drin. Bald konnten wir rechts ausbiegen und den Weg fortsetzen. Bald waren wir bei den Geschützen. Man rief uns zu: „Paßt auf auf die Drähte!" Richtig, ein Telephondraht lag am Boden. Die Leitung ging hinauf bis zum Calmott. Dort waren die Beobachtungsoffiziere. Wir fragten, ob wir auf den Calmott steigen könnten. Es

wurde uns erlaubt. Oben, hinter einer Militärbarake, machten wir Halt. Dort waren wir vor dem Wind geschützt. Oben, auf dem Beobachtungsposten, war es grimmig kalt. Ein scharfer Wind zerrte an unsern Kleidern. Da waren nun die hohen Offiziere, Obersten, Majore. Sie hatten Scherenfernrohre. Die sind sehr bequem. Da kann z. B. der Beobachter in einem Schützengraben sitzen. Er braucht den Kopf nicht heraus zu strecken und kann doch beobachten, was der Feind macht. Die Batterie sollte im Maigelstal ein Ziel treffen. Die Soldaten sahen das Ziel nicht, aber die Offiziere hier oben sahen es. Sie hatten nun die Aufgabe, das Geschützfeuer auf das Ziel zu lenken. Das ist nicht so leicht. Da muß man gut rechnen können. Man muß zuerst wissen, wie weit weg das Ziel ist. Von der Paßhöhe bis zu den Maigelsfelsen waren es 3500 Meter. Nun muß der Offizier ausrechnen, wie steil man die Kanonen stellen muß. Zu jedem Geschütz braucht es immer mindestens drei Mann: den Viseur, der die Kanone einstellt, und den Kanonier, der die Ladung mischt, und den Mann, der den Schuß abgibt. Vor dem Schuß rennen alle Kanoniere weg. Auch die Schußabgabe erfolgt mit einer Zündschnur hinter dem Geschütz. Ei, wie blitzte und funkte es da aus dem Rohr. Mit dem Feldstecher konnte ich ganz gut die Einschläge beobachten. Nach jedem Schuß fuhr eine mächtige Feuergarbe hoch mit Rauch und Felsentrümmern. Aber es ging immer fast eine Minute, bis der Einschlag erfolgte. Das Geschoß muß eben einen weiten Weg machen durch die Luft. Ein Schuß kostet 120 Franken. Nun verstehen wir, daß die Kanoniere sorgfältig schießen. Man darf nicht zu viel Kugeln abfeuern. Im Maigelstal hinten sahen wir dann später die Einschläge. Es waren große Granattrichter im Boden. Ein Schuß kann ein ganzes Haus, eine ganze Kirche in Trümmer legen. Das ganze Gotthardgebiet ist befestigt, von der Oberalp bis zur Furka, von der Schöllenenschlucht bis nach Airolo. Warum? Wir Schweizer müssen die Gotthardbahn bewachen. Warum? Ja, warum machen wir am Abend die Haustüren zu und schließen das Haus ab? Weil wir Menschen einander nicht trauen. Weil die Völker immer einander noch nicht trauen können, darum muß die Schweiz auf der Hut sein. Immer noch heißt es: In der Welt habt ihr Angst.

Es kann nicht Friede werden,
Bis Jesu Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Ihm ganz zu Füßen liegt.
Bis die von Süd und Norden
Und die von Ost und West
Sind seine Gäste worden
Beim großen Hochzeitsfest.

Julius Ammann.

Ferien in der Bretagne.

Martha Lüthi, Bettingen.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt.

Die Bretagne (sprich: Brötajn) ist bekannt als die schönste und zugleich wildeste Gegend Frankreichs. Sie ist eine Halbinsel am atlantischen Ozean. Die Reise dorthin ist ziemlich lang, man muß doch ganz Frankreich durchqueren. Von Basel aus ist es eine 18stündige Eisenbahnfahrt. An der Südküste der Bretagne bin ich nun drei Wochen in einem kleinen Strandort gewesen und will Euch jetzt allerlei erzählen.

Das Meer. Das Schönste und Großartigste ist natürlich das Meer, das wilde, brausende Wasser. Bei jeder Witterung ist es anders. Welche Wucht und Kraft liegt in diesen starken Wellen, besonders bei Sturm! Wild peitschen sie an die Felsen, daß der weiße Gischt hoch aufspritzt. Da könnte man stundenlang zuschauen und staunen.

Schön aber ist das Meer auch, wenn es ruhig liegt wie ein See, wenn die Sonne golden darauf scheint und der tiefblaue Himmel sich darin wiederspiegelt; wenn weiße Segler darüber gleiten und die Möven überm Wasser kreisen.

Oder in der Nacht, wenn der Mond scheint, daß es glänzt wie Silber, wenn die Leuchttürme aufleuchten, um den Schiffen, die weit draußen auf dem Wasser sind, Richtung und Weg anzugeben.

Unheimlich aber ist es, wenn das Meer mit dichtem Nebel bedeckt ist. Das ist dann auch eine gefährliche Zeit für die Schiffer; unheimlich ertönen dann die Nebelhörner.

Interessant ist das Zurückgehen und Anschwellen des Meeres: Ebbe und Flut. Innert 6 Stunden geht es zurück und in den folgenden 6 Stunden schwillt es wieder an. Jedoch ändert die Zeit von Ebbe und Flut immer wieder. Da ist zum Beispiel morgens 6 Uhr Ebbe, 12 Uhr mittags Flut, abends 6 Uhr Ebbe und um Mitternacht Flut. Folgenden Tags aber ist 7.20 Ebbe, mittags 1.20 Flut, abends 7.50 Ebbe, in der Nacht zirka um

1.50 Flut usw. Bei Ebbe kann man weit hinaus gehen auf weichem Sand, oder auf Klippen und Felsblöcken herumklettern. Man kann dann beobachten, wie diese mit braunen, verschiedenartigen Meerpflanzen, mit Algen bewachsen sind. Auch findet man an den Felsen tausende von kleinen, dunkeln Muscheln. Darin befinden sich kleine Tiere, die von größern Muscheltieren aufgefressen und auch von den Fischern gesammelt und für den Fischfang verwendet werden.

Bei Flut aber ist das alles mit Wasser bedeckt, die Wellen kommen bis an die steile Küste. Nur in größeren Buchten bleibt noch trockener Boden, bedeckt mit feinem, hellem Sand. Hier werden Hüttchen und Zelte aufgeschlagen. Denn da halten sich die meisten Feriengäste fast den ganzen Tag auf, um die gesunde, reine Meerluft zu genießen, um zu baden im stärkenden, salzigen Meerwasser und um im warmen Sande an der Sonne zu liegen. Für Kinder ist ein Aufenthalt am Meer eine ganz besonders frohe Zeit. Da können sie fein spielen mit Schaufeln und Förmchen, können Löcher graben und Sandhügel aufwerfen.

Das Innere des Landes. Gehen wir weiter hinein ins Land, so finden wir weites, ebenes Wiesland, abgegrenzt mit Dornenhecken. Auch sehen wir große Getreidefelder, Aecker mit Kartoffeln und Runkelrüben und auch Obstgärten. Die Apfelbäume sind dort niedlich, einer wie der andere: mit niedrigem Stamm und schön geformter, runder Krone, wie zugeschnitten. Die Früchte sind klein und werden für Most verwendet.

Dann treffen wir viele Zypressen und auch Feigenbäume, deren Früchte im September reif werden. Die Fußwege sind schlecht und Wegweiser für Fußgänger gibt es keine. So kann man sich leicht verirren. Aber es ist köstlich, in dieser wilden Gegend herum zu streifen. Man findet immer wieder etwas Interessantes.

Da steht man z. B. vor einer riesigen, alten Windmühle. — Oder ein einsamer Weg führt uns zu einem Gehöft. Da kann man Stall und Wohnhaus kaum von einander unterscheiden. Beides sind Häuser aus rohem Gestein mit nur einem oder zwei Fenstern, gedeckt mit einem Strohdach. Scheune gibt es keine. Heu und Stroh werden im Freien aufgestappelt. Auf dem Hof ist eine schreckliche Unordnung. Der Mist liegt verzattert herum. Da liegt ein verrosteter Kessel, dort ein altes Faß, hier leere Büchsen, zerschlagene Flaschen.

Interessant bei jedem Gehöft sind die Brunnen. Sie sind aber nicht fließend, mit erquickendem Wasser wie bei uns. Das Wasser in der Bretagne ist rar. Es muß tief aus dem Boden geholt werden. Deshalb haben sie dort Sod- oder Ziehbrunnen. An einer Kette hängt der Wassereimer. Der wird in die Tiefe gelassen. Er füllt sich und wird heraufgewunden. Langsam steigt der volle Kessel in die Höhe. Das Heraufwinden ist eine mühsame Arbeit. Wie oftmals des Tages muß so ein Fraueli am Brunnen stehen und drehen, bis es für Mensch und Vieh genug Wasser hat. Denn meistens sind es die Frauen, die für Haus, Stall und Feld sorgen. Die Männer sind Fischer oder Matrosen und weilen auf dem Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist verständig? (Antwort.)

Das Basler Fraueli hat die Bettflasche voll Wasser verschlossen aufs Feuer gestellt. Der Dampf hat die Bettflasche auseinander gejagt. Das Fraueli hätte den Verschluß offen lassen sollen. Ueberhaupt stellt man nie eine Bettflasche an die Wärme. Man füllt sie einfach mit heißem Wasser. Dann kann es nie eine Explosion geben. Richtige Lösungen sandten ein: Frl. Emma Haas, Basel; Anna Weibel, Jonsschwil, St. Gallen; Magdalena Freidig, St. Stephan im Simmental, und Herr H. Wolfensberger, Winterthur.

Wer ist verständig?

Kürzlich traf ich ein Fräulein an. Sie sagte mir, sie sei von einem Velofahrer angefahren worden. Ich fragte sie, wie der Velofahrer heiße. Da sagte sie mir, das könne sie unmöglich wissen. Der Velofahrer sei schleunigst davongefahren. Ich sagte ihr aber, man könne jeden Velofahrer und jeden Autofahrer ausfindig machen. Was muß man tun, wenn man wissen will, welcher Velofahrer oder Autofahrer uns angefahren hat? Wie kann man es machen, daß er den Schaden bezahlen muß? Antworten sind zu richten bis 15. November an Julius Ammann, Bettingen bei Basel.

Sprüche.

Wer über andre Schlechtes hört,
Soll es nicht weiter noch verkünden.
Gar leicht wird Menschenglück zerstört,
Doch schwer ist, Menschenglück zu gründen.

* * * Bodenstedt.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Schiller.

Buchdruckerei Bühler & Werder, zum „Althof", Bern.